

Das «Alte Europa» als Wort verdankt seine steile Karriere dem Umstand, dass es zum politischen Kampfbegriff gemacht wurde. Als Donald Rumsfeld, Verteidigungsminister der Regierung von George W. Bush, im April 2003 vom «Alten Europa» sprach, tat er das in der Absicht, die nicht mit den USA in den Krieg gegen den Irak ziehenden Staaten Frankreich, Deutschland und Russland zu ächten und zu isolieren. Wer sich dem Druck der Weltmacht Amerika nicht beugte, wurde im rhetorischen Referenzsystem von «Schurkenstaaten» und westlicher «Staaten-gemeinschaft» als «alt» durchaus geschmäht. So jedenfalls haben es viele Europäer empfunden, wie die spontan ausbrechende Entrüstung in den Feuilletons der führenden europäischen Tageszeitungen belegt. Jürgen Habermas, Jacques Derrida, Adolf Muschg und Umberto Eco griffen den Fehdehandschuh auf und machten klar, was das Alte Europa nach ihrer Ansicht sei. In der erregten Debatte lief das auf eine Abgrenzung von Amerika hinaus. Plötzlich war das Alte Europa in der Öffentlichkeit, es war diskurs-würdig geworden, 665 000 Belege wies eine ordentliche Suchmaschine aus. Blieb der «Gesellschaft für deutsche Sprache» etwas anderes übrig, als es «zum Wort des Jahres» zu krönen?

Die Mediendebatte zeigte, was an Einsichten über das Alte Europa eine konkrete Herausforderung freisetzen kann. Jürgen Habermas und Jacques Derrida attestierten diesem, den Kapitalismus durch soziale Gerechtigkeit gezähmt, die Politik durch die Säkularisierung von der Religion befreit und die Freiheitsrechte durch Solidarität ergänzt zu haben<sup>1</sup>. Das alles sei durch «die Emanzipation der Bürgergesellschaft aus der Vormundschaft eines ab-solutistischen Regimes» möglich geworden. Adolf Muschg meinte, «der Kern des alten Europa ist ein Riss, der zum Grundriss eines neuen wurde»<sup>2</sup>. Die europäische Identität gründe auf den zugeschütteten Schützengraben des 20. Jahrhunderts. Die bis in die Antike zurückgehende Geschichte Eu-ropas sei «ein notwendiger, aber kein zwingender Grund für seine Eini-gung»<sup>3</sup>. Kritiker dieser Kommentare bemängelten, dass die von allen Auto-

ren namhaft gemachten zentralen Grundwerte Menschenrechte und Demokratie keine hinreichenden Abgrenzungskriterien gegenüber den USA lieferten<sup>4</sup>. Dessen ungeachtet wurde begrüßt, dass Rumsfeld «mit seinem abfälligen Stichwort dem Kontinent das richtige Signal und Tempo für den weiteren Aufbruch vorgegeben» habe<sup>5</sup>.

Das Alte Europa war in der skizzierten Debatte eigentlich das moderne, das sich in unterschiedlicher Geschwindigkeit seit der Aufklärung formierende Europa, wie es sich, wenn auch in einer etwas verquasteten und redundanten sprachlichen Fassung, im Entwurf der Verfassung für Europa ausnimmt. «Die Werte, auf die sich die Union gründet, sind die Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte einschließlich der Rechte der Personen, die Minderheiten angehören. Diese Werte sind allen Mitgliedsstaaten in einer Gesellschaft gemeinsam, die sich durch Pluralismus, Nichtdiskriminierung, Toleranz, Gerechtigkeit, Solidarität und Gleichheit von Frauen und Männern auszeichnet»<sup>6</sup>. Jeremy Rifkin, der Berater Romano Prodis, hat dazu die poetische Auslegung gefunden. «Der Europäische Traum stellt Gemeinschaftsbeziehungen über individuelle Autonomie, kulturelle Vielfalt über Assimilation, Lebensqualität über die Anhäufung von Reichtum, nachhaltige Entwicklung über unbegrenztes materielles Wachstum, spielerische Entfaltung über ständige Plackerei, universelle Rechte der Natur über Eigentumsrechte und globale Zusammenarbeit über einseitige Machtausübung»<sup>7</sup>.

Der Europadiskurs ist seitdem nicht mehr zum Stillstand gekommen, er hat im Gegenteil trotz der schleppenden und stolpernden Schritte auf dem Weg zur demokratischen Vertiefung und funktionalen Erweiterung eine erstaunliche Energie entwickelt. Er kreist zentral um die Frage der «Werte Europas», die sich anders als aus der Geschichte gar nicht begründen lassen. Neben die Aufklärung als Wurzel treten das Christentum und die Antike – mehr aber auch nicht –, in lokalisierten Metaphern ausgedrückt Jerusalem, Athen und Rom. Unter den Hochreligionen gelte, so heißt es, das Christentum als eine solche, in der die Welt und der Mensch als Schöpfung gedacht werden, die Gegenwart Gottes in der Welt geglaubt wird und Gott als der die Menschen Liebende konzipiert ist. Die griechische und lateinische Antike habe politische Organisationsformen erstmals nicht allein aus Herrschaft geschaffen und begründet, sondern auch aus Gleich-

heit und Freiheit in Form der Polis-Kultur<sup>8</sup>. Das «Erste Europa», wie Wolfgang Schuller diese Epoche genannt hat, weist wegen eben dieses ansatzweise republikanischen Charakters und der relativen Gleichheit der Staatsbürger «starke Anklänge an den modernen Rechtsstaatsbegriff» auf<sup>9</sup>.

Irgendwo hier entfaltet sich dann auch jene Vernunft, die den Anschluss an Max Webers Rationalisierungs-Paradigma als eigentliches Proprium Europas erlaubt, und irgendwo hier beginnt die Freiheit – im Bürgerrecht der Griechen, der Römer und bei den Christen –, die nach dem Urteil von Orlando Patterson in einem beispiellosen Siegeszug die «westliche Kultur» geprägt hat<sup>10</sup>. Die definitorischen Merkmale Europas, so zeigt sich, sind sehr allgemein und abstrakt, gewonnen sind sie unter einem modernisierungstheoretischen Ansatz. Insofern ist es berechtigt, wenn Günter Vogler, der selbst eine europäische Epoche detailliert und differenziert handbuchartig dargestellt hat, zu der Einschätzung kommt, «bisher wurde keine Definition angeboten, die allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann»<sup>11</sup>. Vergleichbare Arbeiten für andere Epochen bestätigen das. Die Schwierigkeit rührt auch daher, dass über einen «nominalistischen» Zugang von Europa kein Bild mit klaren Konturen entsteht; denn in allen Jahrhunderten ist das Wort in seiner geprägten Form eher selten und die Vorstellung von Europa entsprechend vage<sup>12</sup>.

Europa ist zu einem Kampfbegriff geworden, gleichgültig, ob er schmähernd oder schmückend verwendet wird. Altes Europa und Europa fließen ineinander und sind nahezu austauschbar.

Das «Alte Europa» ist indessen auch ein Wissenschaftsbegriff. Er stammt aus dem Arsenal der Rhetorik der französischen Revolutionäre. Sie sagten *Ancien Régime*, wenn sie die Zeit vor 1789 meinten. Diese, zunächst einseitige zeitliche Präzisierung auf das Jahr 1789 beziehungsweise die durch die Französische Revolution und Napoleon erfolgten Veränderungen in Europa ist das Wort nicht mehr losgeworden, in keinem europäischen Land. «Altes Reich» ist eine Applikation des Begriffs auf die deutschen Verhältnisse vor 1806. Je weiter das *Ancien Régime* in der Geschichte versank, desto stärker wurde Zeitgenossen der heraufkommenden Moderne bewusst, wie tiefgreifend der Wandel war, der seitdem stattgefunden hatte.

Alexis de Tocqueville, dem Wilhelm Dilthey nachrühmt, neben Aristotele-

les und Machiavelli der bedeutendste Analytiker politischer Organisationsformen zu sein, hat anlässlich einer Studienreise nach Nordamerika zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der dortigen Demokratie die Herrschaft der Massen vorhergesehen<sup>13</sup> und mit ihr ein neues Zeitalter der Menschheitsgeschichte heraufziehen sehen, das ungeachtet mancher Kontinuitäten scharf vom Ancien Régime – so der Titel eines seiner Hauptwerke<sup>14</sup> – abzuondern sei. Karl Marx hat aus dem Ancien Régime eine Gesellschaftsformation gemacht, von ihm Feudalismus genannt<sup>15</sup>, und das alte Europa im Kommunistischen Manifest zum Reizbegriff ausgebaut: «Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des *alten Europa* haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten»<sup>16</sup>. Jacob Burckhardt sah den Bruch von 1789 im Aufkommen von Nationalismus und Militarismus<sup>17</sup>. Ferdinand Tönnies assoziierte das Alte Europa mit «Gemeinschaft», das moderne mit «Gesellschaft». Das «echte Zusammenleben» in der Gemeinschaft der Nachbarschaft, des Dorfes und der kleinen Stadt sei verdrängt worden durch ein «vorübergehendes und scheinbares» in der Gesellschaft der Großstadt<sup>18</sup>. Den Schlusspunkt unter die Diskussion des 19. Jahrhunderts setzte Georg Jellinek 1895 mit der Teilung der Weltgeschichte in zwei Hälften, eine vor und eine nach der Erklärung der Menschenrechte<sup>19</sup>.

Das 20. Jahrhundert hat an der Epochenschwelle 1789 festgehalten, wenn es sie auch zeitlich gestreckt und sachlich kompliziert hat durch die Verklammerung mit einer parallel laufenden «Industriellen Revolution», was schließlich als «Doppelrevolution» eine geprägte begriffliche Form fand<sup>20</sup>. Das Alte Europa geht nur dort und dann zu Ende, wo und wenn sich die Errungenschaften der Französischen und der Industriellen Revolution durchgesetzt haben, in manchen Ländern erst im 20. Jahrhundert. Die großen Historiker des 20. Jahrhunderts indessen waren es, die dem Alten Europa – in analogen Begriffen oder konsistenten zeitgenössischen Ausdrucksformen – auch die fehlende zweite Begrenzung gaben, freilich weit davon entfernt, ein Jahr oder Jahrzehnt, ja nicht einmal ein Jahrhundert benennen zu können, geschweige das zu wollen. Otto Brunner sprach von «alteuropäisch»<sup>21</sup> und «altständisch»<sup>22</sup>, zwei für ihn unterschiedlich weit in die Geschichte zurückreichende Epochen, die aber, misst man sie an seinem Hauptwerk «Land und Herrschaft»<sup>23</sup>, doch eine zeitliche Einheit er-

geben. Sie fällt mit der Herrschaft der Stände zusammen und umfasst grob das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit. Die Historikergeneration der Nachkriegszeit hat mit dem Namen Otto Brunner den Begriff Alteuropa verbunden. So ist die ihm 1963 zum 65. Geburtstag gewidmete Festschrift «Alteuropa und die moderne Gesellschaft» wohl zu verstehen. Will Brunner mit «ständisch» eine Epoche fassen, so bedient sich sein französischer Kollege Roland Mousnier eines Grundwertes dieser ständischen Gesellschaft, um eine Epocheneinheit zu konstituieren – «fidelité»<sup>24</sup>. *Treue* versus *Freiheit* könnten die Zuschreibungen an das Alte Europa und das moderne Europa lauten.

Brunner und Mousnier sind lediglich zwei besonders stilprägende Historiker unter den vielen, die sich an dieser Debatte beteiligten. Wie stark sich ein solcher Periodisierungsvorschlag durchgesetzt hat, zeigt eines der letzten großen Forschungsprojekte, die die *European Science Foundation* am Ende des 20. Jahrhunderts unter dem Titel «The Origins of the Modern State in Europe» unter Beteiligung von rund hundert europäischen Historikern, Philosophen und Juristen veröffentlicht hat – «13<sup>th</sup> to 18<sup>th</sup> Centuries», heißt der Untertitel<sup>25</sup>. In der Soziologie erfuhr das Alte Europa eine ausführliche Würdigung zuletzt durch Niklas Luhmann. Er hat eine eigene «alteuropäische Tradition» der «Beschreibung der Selbstbeschreibung der Gesellschaft» herausgearbeitet<sup>26</sup>. Luhmann interessiert dementsprechend die «Semantik Alteuropas». Alteuropa schließt für Luhmann die Antike ein. Sichtet man seine Belege, dann befindet man sich sehr oft im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, die Antike ist vornehmlich in der Figur von Aristoteles präsent, weil sein Vokabular seit seiner Rezeption im 13. Jahrhundert übernommen wurde. Alteuropa bedient sich zur Beschreibung der Gesellschaft nach Luhmann der Unterscheidung «von Sein und Nichtsein», der Unterscheidung «das Ganze und seine Teile» und der Unterscheidung «von oïkos und pólis» (Haushalt und politische Gesellschaft). Jede Unterscheidung schließt eine Zusammengehörigkeit ein und erzeugt so eine große «Geschlossenheit»; sie «beeindruckt noch heute – gerade weil dies für uns unerreichbar geworden ist». Die einzig richtige Beschreibung der alteuropäischen Welt verklammert «die Spitze der Hierarchie, den Geburtsadel, und das Zentrum der Gesellschaft, die Stadt».

Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich das Alte Europa als geprägter Begriff einer transatlantischen Optik verdankt. Der Unmut Donald Rumsfelds über «Old Europe» hat seine politische Motivation, so wie die Verehrung Europas durch den Historiker Dietrich Gerhard die ihre. Dessen Blick war der des Europäers, der in Amerika als Emigrant lebte. Bei Gerhard hat die gewissermaßen Tocquevillesche Sicht ein Buch hervorgebracht – die Summe vieler und weit verästelter historischer Arbeiten –, das 1981 unter dem Titel «Old Europe» erschien und sich als «A Study of Continuity, 1000–1800»<sup>27</sup> vorstellte. Die Elemente der Kontinuität, die dieses Alte Europa zusammenhalten, bestehen aus autoritativen und assoziativen Kräften, die sich wechselseitig über 800 Jahre durchdringen und dynamisieren. Autoritativ sind alle Formen adeliger Herrschaft vom König bis zum Ritter, assoziativ sind Stände, Städte, Domkapitel, Konvente und Universitäten. Es sind diese korporativen und regionalen Kräfte, die Gerhards besondere Aufmerksamkeit finden. Er schafft sein Europa über die Rekonstruktion von Institutionen, weil er davon überzeugt ist, «common or similar institutions were responsible for common character». Wo sich ähnliche Verfassungsverhältnisse ausbilden, entsteht etwas Gemeinsames, sollte das heißen. Gerhard schuf damit einen elastischen Europabegriff, der es erlaubt, die Grenzen Europas verschieden zu ziehen.

Das Alte Europa ist keineswegs konkurrenzlos, es ist sogar fraglich, ob der Begriff überhaupt als etabliert gelten darf. Neben ihm stehen Konzepte, die einerseits die Würde des Alters, andererseits die Attraktivität des Zeitgenössischen für sich in Anspruch nehmen können. Das herkömmliche Reden vom *Mittelalter* und der *Neuzeit* teilt das Alte Europa als Epoche. Danach leiten Humanismus, Reformation und Entdeckungsreisen ein neues Zeitalter ein. Die in den letzten Jahrzehnten gebräuchlich gewordene *Frühe Neuzeit* für die Epoche von 1500 bis 1800 leitet sich vom englischen *early modern* ab und sieht – modernisierungstheoretisch geprägt, wie sie war und verbreitet auch noch ist – schon durch ihre Wortwahl Geschichte in ihrer Kulturbedeutung für die Gegenwart. Erste Entwürfe einer solchen Sicht, wie sie der Berner Historiker Werner Näf in Bezug auf den Staat<sup>28</sup> unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vorgelegt hat, kamen zu früh, um Wirkung zeitigen zu können – wer wagte noch von langen Kontinuitäten zu sprechen. Prägender war zweifellos die Renaissance Max Webers in Verbindung mit der Gesellschaftsgeschichte seit den späten

1960er Jahren, denn die Konzeptualisierung von *frühmodern* ist zweifellos eine Webersche Hervorbringung, auch wenn er den Begriff nicht selbst verwendet hat. «Zu einer Spielwiese für die Erprobung kulturwissenschaftlicher Ansätze»<sup>29</sup> geworden und damit von ihrer Perspektivierung auf die Moderne befreit ist die Frühe Neuzeit erst seit kurzem, damit ist sie aber auch vergleichsweise inhaltsleer. Je nach Kontext – Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Recht, Politik, Religion – verweist das *early* auf verschiedene Anfänge. Es bezeichnet also keinen gemeinsamen Beginn; jedenfalls ist Frühe Neuzeit bis heute kein kompakter, mit Inhalten angereicherter Epochenbegriff geworden. Immerhin hat die amerikanische Geschichtswissenschaft neulich eine große sechsbändige «Encyclopedia of the Early Modern World» vorgelegt und ihr den Titel «Europe 1450 to 1789» gegeben. Damit wurden Humanismus, Reformation und Entdeckungsreisen als Epochen­grenze ausdrücklich überschritten, und zwar mit der Begründung, sie seien nicht in der Lage, die Geschichte des «einfachen Volks» zu erfassen, namentlich die der Bauern, die noch im 18. Jahrhundert 90 % der Bevölkerung ausgemacht hätten und «central players» in der Geschichte der frühmodernen Zeit gewesen seien<sup>30</sup>. Ähnlich hat zuvor schon Heinz Schilling die Zeitachse vor 1500 verlegt mit dem Argument, «Flächenherrschaft und Grenzen, bürokratische Verwaltung und innere Souveränität» sowie «äußere Machtentfaltung und Selbstbehauptungswillen in der Konkurrenz zu den anderen europäischen Staaten» hätten sich schon im Spätmittelalter ansatzweise ausgebildet, und spricht, der herkömmlichen Terminologie ausweichend, von der «Neuen Zeit», die seit dem 13. Jahrhundert «aufzog» und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts andauerte<sup>31</sup>.

Sich zu entschließen, einem Buch den Titel «Das Alte Europa» zu geben, kann nur aus der Erfahrung und Überzeugung erwachsen, dass es vor der Moderne eine in sich geschlossene, in ihren Erscheinungen integrierte und kompakte Form Europas gegeben habe. Die verschiedenen Gebrauchsweisen von *alteuropäisch* speisen sich alle aus dieser Überzeugung und bezeichnen so auch eine Kontinuitätskette, an die ich hoffe angemessen anschließen zu können. Die Grenzen der eigenen Forschungen und die Weite der akademischen Lehre haben beide das nämliche Ergebnis gezeitigt: (spätes) Mittelalter und (frühe) Neuzeit lassen sich schwer als getrennte Epochen­einheiten konstituieren. Die erste Bilanzierung dieser Überzeugung, mit



der ich mich von meinen Saarbrücker Studenten 1980 verabschiedet habe<sup>32</sup>, fand ihre Bestätigung in dem zeitgleich erschienenen Werk von Dietrich Gerhard. Seitdem sind gänzlich neue Forschungsbereiche als europäische Themen erschlossen worden, die auf vielfältige Weise ältere Interpretationen bestätigen, ergänzen, aber auch ersetzen. Vier Säulen – so kann man den Wissensstand und die immer subjektive Schwerpunktsetzung organisieren – tragen das Alte Europa und schaffen zugleich eine zeitliche Einheit, die sich mit den Eckdaten 1200 und 1800 markieren lässt, vorausgesetzt man unterschlägt nicht die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Es sind ineinander verstreute Erscheinungen, die dem Alten Europa sein unverwechselbares Aussehen geben: Die Organisation von *Macht und Gewalt* über das Haus (1), die *Sakralität und Spiritualität* als Ethik des Mitleidens (2), die unterschiedliche Dynamik der Entfaltung von *Wirtschaft und Gesellschaft in einem durch Frieden geprägten Rechtsraum* (3) und die durch Unruhen beförderte *Ordnung einer zivilisierten Gesellschaft* (4).

(1) Das Haus ist der Sitz *des Gewalts*, wie die deutsche Sprache Macht und Souveränität lange genannt hat. Wie die Häuser zueinander stehen und untereinander verbunden sind, prägt die Formen politischer Organisation. Davon gibt es zwei, mehr nicht. Häuser können vertikal geordnet sein, dann entsteht – von unten nach oben – eine Hierarchie vom Haus des Bauern oder Bürgers über das Haus des Adligen, das des Fürsten bis zum Haus des Königs. Europa nennt das Herrschaft. Sind sie horizontal geordnet, entsteht daraus eine Nachbarschaft prinzipiell gleichwertiger Häuser, die in zwei Ausprägungen in Erscheinung tritt, als Dorf und Stadt. Europa nennt das Gemeinde. Eine dritte Form politischer Organisation gibt es nicht. (2) Europas flächige Durchdringung mit Pfarreien, die sich sowohl als eine parallele Bewegung zum Entstehen von Herrschaften, als auch von Städten und Dörfern darstellt, war die Voraussetzung für seine Christianisierung. Die christliche Theologie, vermittelt und gefiltert über die Seelsorge in der Pfarrei, hat eine Kreuzesfrömmigkeit erzeugt, die nicht Christus schlechthin, sondern den leidenden Christus in die Mitte von Sakralität und Spiritualität rückt. Der Schmerzensmann ist die Ikone des Alten Europa. Der an und mit den fehlbaren und gefallenen Menschen leidende und durch seinen Kreuzestod für sie bei Gott um Gnade bittende Christus fördert eine Ethik des Mitleidens, die weder der majestätische Gott des Mittelalters noch der Gott des 19. Jahrhunderts, der Glauben



nahe an die Vernunft rückte, erzeugen konnte. Nicht Nächstenliebe zieht das Alte Europa aus dem Christentum, sondern Mitleiden. (3) Herrschaft und Nachbarschaft haben Wirtschaft und Gesellschaft geprägt, allerdings in unterschiedlicher Weise. Nachbarn sind Gleiche, und als solche sind sie kein dynamisierendes Element für die Wirtschaft. Nachbarschaft duldet Differenzierung, aber über eine grobe Teilung in einen landwirtschaftlichen und einen handwerklich-gewerblichen Sektor ist die Wirtschaft kaum hinausgekommen. Wachstum ist in der vorindustriellen Zeit undenkbar, es gibt kaum einen Bauern, der zwei oder gar mehrere Höfe bewirtschaftet hätte, und so ist es auch mit dem Handwerksbetrieb in der Stadt. Abweichungen von dieser Norm sind so untypisch, dass sie als systemwidrig gelten müssen. Die Wirtschaft folgt dem Kriterium der Auskömmlichkeit. Hingegen ist die Gesellschaft in Bewegung. Die Zweiteilung in Freie, die herrschen, und in Leibeigene, die dienen, hat Europa nicht ertragen, stattdessen in einem ein halbes Jahrtausend dauernden Prozess die «leibhaftige Freiheit» der Menschen durchgesetzt. Das ist der reale Sockel, auf dem die Menschenrechte stehen. Die Bedingung der Möglichkeit, Auskömmlichkeit zu sichern und Freiheit herzustellen, war der Friede. Gemeinden haben ihn zuerst im Rahmen ihrer Nachbarschaften durchgesetzt, Könige haben ihn territorialisiert. Rechtsansprüche wurden seitdem nicht mehr mit Gewalt, sondern mittels Gerichten durchgesetzt. (4) Was Europa formt, sind Ordnungen, die zivilisieren. «Ordnung machen» ist der Dachbegriff für alle Formen von Satzungen, Geboten und Verboten (Gesetzgebung), die in der Zivilisierung ihre gesellschaftliche Entsprechung finden. Ordnung machen und Zivilisieren als die zwei Seiten der gleichen Münze sind nicht zuletzt den Unruhen geschuldet, die Länder, Regionen und Städte Europas von 1200 bis zur Französischen Revolution erschütterten.

Was fehlt, mag sich aus dem Standort Bütschel erklären, von dem aus das Buch geschrieben wurde. Bütschel liegt auf dem Längenberg im Berner Oberland, in Niederbütschel und Oberbütschel wird Landwirtschaft betrieben, wie seit Jahrhunderten, wenn auch moderat an die neue Technik angepasst. Schreinereien, Zimmereien und andere Werkstätten sichern eine traditionelle handwerkliche Infrastruktur. Zu seinen Füßen liegt das Städtchen Thun. Bei Nacht sieht man am Himmel den Widerschein von

Bern, auf dessen Flugplatz Belp gelegentlich die eine oder andere Maschine aus London, Berlin oder Wien landet. Von Bütschelegg blickt man über den Jura hinüber zur Burgundischen Pforte, in den Sundgau und den Schwarzwald, Frankreich erahnt man hinter dem Mont Blanc, Italien hinter Jungfrau, Mönch und Eiger. Man ist mitten in Europa und inmitten einer Lebenswelt, die Zugänge zum Alten Europa erleichtert. Aber es ist ein Europa, das nicht durch die Wissenschaft oder die Technik geprägt ist<sup>33</sup>. Menschen nehmen ihre Umwelt und mit ihr die Geschichte unterschiedlich wahr. Es ist eine Bereicherung, in einem Land viele Jahre an einer Universität zu lehren, deren Studierende nicht auf die Idee kämen, in der Tradition eines großen Nationalstaats zu stehen, und deswegen einen anderen Blick auf Europa haben und ein dementsprechendes historisches Interesse. Davon ist das vorliegende «Alte Europa» nicht ganz unbeeinflusst, auch übrigens von den institutionellen Rahmenbedingungen der Lehrtätigkeit nicht. In einer alten Fakultät beheimatet zu sein, wie in Bern, führt ganz zwanglos zu einer universitären Geselligkeit über die Fachgrenzen hinaus, die Seminare mit dem Theologen und dem Ethnologen, dem Musikwissenschaftler und dem Kunsthistoriker, dem Literaturwissenschaftler und dem Islamwissenschaftler wie selbstverständlich nach sich zieht. Nirgendwo lernt man schneller und leichter, was Interdisziplinarität leisten kann und was nicht und wie stark oder schwach die Methoden des eigenen Faches sind. Das hier entworfene Europabild will nicht mehr sein als eine Bilanz, wie sie immer wieder unter verschiedenen Perspektiven geschrieben werden wird<sup>34</sup>. Ihre Plausibilität sollte sie aus sich selbst heraus entfalten.

Mein Dank geht an den Verlag C. H. Beck für die nun schon über drei Jahrzehnte reichende Betreuung und an Herrn Dr. Stefan von der Lahr für die sorgfältige Lektoratsarbeit. Dr. Franziska Jäger und Andrea Morgan haben dankenswerterweise die Korrekturgänge übernommen. Dass das «Alte Europa» seinen Standort gewissermaßen neben den «Deutschen Untertanen – ein Widerspruch» findet, deute ich als gutes Zeichen für Kontinuität und Wandel.

*Saarbrücken, im Oktober 2007*

*Peter Blickle*